

(Nachdruck verboten.)

6) Zwischen zwei Herzen.

Erzählung von L. Verni.

Bianca suchte aus ihrer Erinnerung das Excentrischste, etwas Farbe und Leben in die Dürsterheit dieses Totenzimmers zu bringen. Und die Kleine belebte sich wirklich, wollte ihre Freundin immer näher bei sich haben, blickte sie mit großen, noch leuchtenden Augen an; mit erweiterten Pupillen und einer Röte auf den sonst wächsernen Wangen, die dem Unerfahrenen den Eindruck der Gesundheit machen konnte. Die Mutter bemerkte das alles, nichts entging ihr, und das siederhafte Glänzen der Augen, die nervöse Röte der Wangen ängstigte sie, je mehr die kleine Kranke in ihrer Ueberreiztheit aufzublühen schien, um so mehr wuchs das Angstgefühl, das sie kaum zu verbergen vermochte, und sie sah streng und vorwurfsvoll auf Bianca. Wenn sie sie doch unterbrechen könnte! Wenn sie aber die Kleine jetzt reizte, so war das Schlimmste zu befürchten!

Die anmutige junge Frau, durch Elises Wesens auf das äußerste gekränkt — die Lieblinge der Menschen und des Schicksals vertrauen es nicht, wenn ihnen etwas nicht nach Wunsch geht, wenn jemand nicht von ihnen entzückt ist — widmete schließlich die ganzen zwanzig Minuten ihres Besuchs der kleinen Mary, die wenigstens in ihrer Nähe denselben zufriedenen glücklichen Ausdruck hatte, wie alle anderen. Als sie beim Abschied sich mühte, um wie immer die Kleine auf die Stirne zu küssen, nahm diese vorsichtig einen ihrer Ohrringe zwischen die Finger.

Es war ein seltsamer Kontrast zwischen dem wellen Sändchen und dem übermütigen Gefunkel der Brillanten. „Wie hübsch er ist“, sagte das Kind, „es ist Blau darin und Rosa, jetzt auch Grün“ — und sie drehte ihn langsam nach allen Seiten, während Bianca sich abmühte, in der gebückten Stellung zu verharren, damit die Kranke ihre Freude an dem Schmucke haben könnte, — „er sieht so lustig aus!“

„Ja, auch ich finde, daß sie etwas Lustiges haben,“ gab Bianca zurück, indem sie sich endlich aufrichtete. „Alberto hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt; eigentlich wollte ich sie gar nicht, sie sind zu teuer, zehntausend Lire, es schien mir fast eine Schande. Aber schließlich habe ich meine Freude daran und er auch. . . . Vielleicht wirst Du auch solche haben, wenn Du groß bist,“ fügte sie gedankenlos hinzu, um ihr etwas Angenehmes zu sagen. Und das Gesichtchen der Kranken leuchtete auf, aber die Mutter fühlte einen Stich im Herzen. Arme Elise! Immer schwerer wurde es ihr, die Worte auszusprechen, die ihr auf der Zunge schwebten, die sie aussprechen mußte: einen Bissen Brot, einen Bissen Fleisch für mein Kind! Es war, als erwürgten sie diese Worte und sie konnte sie doch nicht los werden. Wie immer war ihr, die seelisch und körperlich so herunter war und unter dem Neuzeren einer starken Seele eine krankhafte Empfindsamkeit verbarg, schwindlig geworden bei all der weltlichen Lustigkeit; sie befremdete sie und trieb sie in ihre herbe Verschlossenheit zurück. Und dennoch, nein, um jeden Preis mußten diese Worte gesagt werden, jetzt, sobald sie im Flur waren, würde sie es sagen. Und sie stand auf, um Bianca zu begleiten.

Aber diese hatte, sowie sie aus den Armen des Kindes entschlüpfte, die Uhr herausgezogen und ausgerufen: „Ach Gott, wie ist es spät geworden!“ Dann wandte sie sich zu Elise: „Adieu, ich muß schnell fort,“ sagte sie lächelnd, „auf baldiges Wiedersehen! Ich habe eine Welt von Besorgungen! Ein halbes Duzend Abendhandschuhe kaufen, einen Fächer . . . denke Dir, ich habe meinen gestern abend zerbrochen . . . Bonbons bei Giacosa . . . Und kann ich nichts für Dich thun, Elise? . . .“ fügte sie leicht hin hinzu, wie sie es zu jedem anderen Menschen gesagt hätte.

Elise antwortete kaum. Die eiserne Spange um die Kehle schnürte sie zu sehr und was dahinter hervorwollte, war ein allzujitternder Schrei der Qual!

Als sie wieder in die Stube trat, sah sie nicht deutlich; sie stieß gegen den Tisch, dann gegen einen Stuhl. Die Kleine

sah gleich über sie her: „Wie schade, daß sie schon gegangen ist! Wie schön sie ist und wie lieb! Nicht wahr, Mutter?“

Elise schwieg, das Herz war ihr bedrückt von unsäglicher Angst und einem Gemisch bitterer Empfindungen. Ueber allem anderen aber stand das Bewußtsein, daß sie sich besiegen, daß sie die schwere Bitte thun mußte. Sie hatte nicht den Weg zu finden gewußt, es mündlich zu thun; nun wohl, so würde sie schreiben! Jawohl, schreiben, denn Bianca hatte ein gutes Herz und sie hatte das Kind wirklich gern. Wäre sie nicht so betäubt, so abwesend durch den Wirbel von Zerstreuungen . . .! Aber es genügte, ein einziges Wort zu sagen, man brauchte nur auf die Taste zu greifen und die Saite würde vibrieren — und dann würde ja alles gut!

Obwohl sie keinerlei Redegewandtheit, keine Leichtigkeit des mündlichen Ausdrucks besaß, kamen ihr beim Schreiben die Worte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Sie war die Tochter eines Sicilianers und einer Engländerin, sie war immer von entgegengesetzten Tendenzen hin und her gezerrt worden: von der spontanen Leidenschaftlichkeit des Vaters und der Selbstzucht und Verschlossenheit der Mutter.

In den entscheidenden Stunden ihres Lebens hatte dieser Zwiespalt ihr qualvolle Kämpfe gebracht. Heute aber quollen ihr die Worte leicht aus dem übervollen Herzen: Seite auf Seite, alles, was sie durchlebt hatte, all die Marter, die sie noch durchlebte. Die Ehe, die sie voll der reichsten Hoffnungen auf inneres Glück geschlossen hatte, Hoffnungen, die dann Tag für Tag abgebröckelt waren, so daß schließlich nichts blieb, weder Liebe, noch Ehre, noch Frieden! Und das geliebte Kind, das zuerst so viel versprach, um dann in dem beständigen Mangel und Elend zu verborren . . . Ostar verdiente freilich recht gut, aber ihnen kam nichts davon zu, und einmal, als sie von ihm gefordert hatte — wie bitter hatte sie es nicht entgelten müssen! . . . sie und die arme kleine Mary, die damals sechs Jahre alt war. Und wie lebte sie jetzt? Jetzt hatte er ihren Lebensunterhalt wesentlich vereinfacht. Wochenlang ließ er sich nicht sehen und schickte nur periodisch Brot und Polenta. Er schien einen Kontrakt mit einem Krämer abgeschlossen zu haben. Den würde er natürlich eines Tages nicht mehr bezahlen — was dann? . . .

Als sie fertig war, las sie alles noch einmal durch, indem sie gewissenhaft Wort für Wort abwog: ja es war alles reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Und sie fing an, sich die Wirkung vorzustellen, die dieser Brief auf ihre Freundin haben würde. Arme Bianca! wie ergriffen, wie schmerzlich überrascht sie sein würde, wie schnell sie zu ihr eilen würde! . . . Wirklich? . . . Sie sah Bianca in Gedanken vor sich und blickte auf den Brief, ohne ihn zu lesen: er war wirklich sehr, sehr lang. Und Bianca? Sie sah sie in ihrer lächelnden, lebenswürdigen Vielgeschäftigkeit: hierhin und dorthin gerufen, hier ein neues Kleid, ein Besuch, ein Billet. Und die Zweifel begannen. Wann konnte Bianca Zeit finden, all das zu lesen? Sie würde nie dazu kommen. Mißtrauen und Entmutigung gewannen die Oberhand; noch einen Augenblick grübelte sie, dann lächelte sie bitter und . . . die dicht beschriebenen Seiten wurden in tausend Stücke zerrissen. An ihre Stelle trat eine kurze Seite, die nur folgendes sagte:

„Liebe Bianca, verzeihe, aber Mary möchte so sehr gern etwas Festes essen. Du bist immer so gut zu ihr, daß ich mir erlaube, Dich um ein wenig von Deinem Mittagessen zu bitten. Ein Stück, so groß wie eine Nuß, ist hinreichend. Verzeihe. Deine Elise.“

Welch dürftiger Ausdruck dessen, was sie im Herzen trug! Aber in dieser Form konnte sie doch wenigstens hoffen, daß der Brief gelesen werde; und Bianca war ja kein Kind, sie würde, sie mußte verstehen.

VI.

Am nächsten Morgen, einem klaren Februartmorgen mit ungewöhnlich milder Luft, war in der Villa Cassonovo ein großes Durcheinander. Man rief, man suchte nach Bindfaden und Papier, machte Pakete fertig, schlug allerhand Süßigkeiten in Seidenpapier ein.

Als wäre es noch nicht genug an den lästigen Strapazen, hatte man ein grobartiges Picnic in Vincigliata geplant, und die Villa sollte der Versammlungs- und Ausbruchspunkt sein.

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottewig.

Alberto empfängt die Gäste; den Damen berührt er leicht die Finger mit den Lippen, den Herren schüttelt er kräftig die Hand. Bianca erscheint später, frisch und lustig, und auch ihre Seele scheint etwas, wie den Duft ihrer Güte und Liebenswürdigkeit auszustrahlen, der allmählich jedermann an sie zieht; und sie ist zufrieden und anmutig, hat ein Lächeln, ein herzliches Wort für alle. Aber sie vergißt auch ihre unglückliche Freundin nicht. Nachdem sie Befehle über den übliden beakten gegeben hat, zerbricht sie sich den Kopf darüber, wie es möglich zu machen wäre, heute hinzugehen. Etwas Freudigkeit bringe ich ihnen doch in ihre Einsamkeit, dachte sie. Aber woher die Zeit nehmen? Jetzt die Fahrt, dann das Konzert Buonarinci — das Willett habe ich schon — nachher . . . schon zweimal war ich am Dienstag nicht bei Nina, komme ich heute nicht, so giebt es wieder Gerede. Und in den Park . . . ah, jetzt weiß ich's . . . wenn ich von dem Park zurückkomme und Alberto in den Klub geht.

Die Lösung befriedigt sie und sie schließt sich den anderen an, die lachend und geräuschvoll die große Allee von der Villa hinunterlaufen zu den Pferden und den verschiedenen Gefährten, die auf dem Plage schon warten.

Mit ihrem ausgesprochen weiblichen Instinkt, — einem der vielen Mißtöne zwischen ihr und der eleganten Gesellschaft — reizte Bianca nicht gern, sondern hat den Landauer gewählt, wohin Beppo de Neri sie begleitet. Er hilft ihr hinein und empfindet sich mit einem Ausdruck tiefer Verehrung. In Ermangelung einer eleganteren, weltersahreneren widmet er sich gerne der jungen schönen Frau.

Als sie endlich im Begriff sind, aufzubrechen, — natürlich eine Stunde später als verabredet — da tritt ein Pferdehahnstulcher an Bianca heran und reicht ihr ein zernittertes Willet. „Puh, wie das nach Cigarren riecht!“ rief Bianca, als sie es aufmachte, und hielt es in respektvoller Entfernung. Als sie aber die Unterschrift „Elise“ sah, beugte sie sich schnell darüber und las es aufmerksam mit einem mißvergnügten Ausdruck. „Einen Augenblick!“ sagte sie zum Diener, der im Begriff war, auf den Bod zu steigen, während sie dachte: Was kann ich jetzt thun? Sie konnte es mir doch gestern sagen.

Alle auf sich warten lassen, ins Haus zurückgehen und die nötigen Befehle geben . . . oder den Diener mit einigen Zeilen schicken? Auf jeden Fall mußte sie wenigstens um zehn Minuten die Abfahrt verzögern! So blieb sie nachdenklich und unentschlossen. Bald aber brachte sie das ungeduldige Stampfen der Pferde, die noch ungeduldigeren Gesicht der Gäste, die nach ihr gewandt waren, und ein kräftiges: „Ranu“ Albertos, das die Wünsche der ganzen Gesellschaft zusammenfaßte, wieder zur Besinnung, so daß sie etwas bestürzt sagte: „Vorwärts, vorwärts!“

Die Reitfchen knallen, die Pferde setzen sich in Trab und eine große Ausgelassenheit und Freudigkeit bemächtigte sich aller; und die Vorübergehenden blickten sie voll Bewunderung an, als wären sie ihnen dankbar dafür, daß sie durch den Glanz ihrer Kleidung und den Reichtum der Gespanne die Landschaft belebten.

Bianca, schön und liebenswürdig wie immer, hat ihre Pflicht, indem sie mit den Wagengefährten und mit den Reitern und Reiterinnen in ihrer Nähe plauderte. Und wenn auch von Zeit zu Zeit die Erinnerung an den Brief sich hervordrängte und sie traurig zu stimmen drohte, so wies sie sie schnell wieder zurück: warum hat sie es mir nicht gestern gesagt! Jetzt hatte sie wirklich an anderes zu denken; sie muß sich um die Gäste kümmern, die Unterhaltung aufrecht erhalten.

„Ja, ja,“ sagte sie zerstreut zu Beppo, „ich werde schließlich auch noch Radfahren lernen müssen . . .“ und innerlich fuhr sie fort: etwas Festes? wie soll man das hinschicken? Eine Flasche kann noch immer aussehen wie Wein und dann . . . „Wirklich? sieben oder achthundert Franken ein Bicycle? Dann werde ich es mir von Alberto schenken lassen . . .“ und als Fortsetzung ihres Selbstgesprächs: es wird eine Laune der armen Kleinen sein! Sie denkt vielleicht wunder was für gute Sachen ich esse. Man weiß ja, wir Mütter, sind alle gleich — wenn ein Kind einen Einfall hat. . .

So legt sich der Gesunde die Klagen des Kranken aus, so nennt der satte Reiche die Erzählungen vom Elend übertrieben. Es sind eben wenig unterhaltende Dinge, also: weicht von uns! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Erde ist für sich allein nicht im stande, lebende Wesen zu erhalten. Sie ist ganz und gar auf die Einwirkung der Sonne angewiesen. Die Strahlen dieses großen Centralsternes sind es, die die ganze Maschinerie des irdischen Lebens, dieses so tausendfach vielgestaltigen Lebens in Bewegung setzen. Was für eine einfache Kraft sind diese Sonnenstrahlen, aber sie sind doch die Ursache aller der verschiedenen Wirkungen, die wir unter dem Namen Klima zusammenfassen. Sie geben nicht nur das Licht und die Wärme, welche Pflanzen und Tiere zur Abwicklung ihres Lebensprocesses brauchen, sie setzen auch die Atmosphäre und die Meere in Bewegung und geben uns die verschiedensten Wettern. Sie verteilen Regen und Trockenheit auf der Erde und sind im letzten Grunde die Veranlassung aller Wettervorgänge auf der Erde. Von ihnen aber hängt wiederum das Gedeihen der Pflanzen- und Tierwelt und ihre Verbreitung auf unserem Planeten ab.

Die Sonne ist demnach für das Klima von ausschlaggebender Bedeutung. Gegenüber der Kraft ihrer Wärme kann die Eigenwärme der Erde gar nicht in Betracht kommen. Die Wärme der Sonne wirkt nicht gleichmäßig auf alle Teile unseres Planeten; in der Bahn, die der letztere in seinem Laufe um das Centralgestirn zurücklegt, ist es begründet, daß das volle Sonnenlicht nur den Äquatorteilen der Erde bis zu den Wendekreisen zu teil wird. Alle anderen Teile bekommen die Sonne nie im Zenith (in senkrechter Höhe) zu sehen, sie müssen sich deshalb auch im allgemeinen mit einer geringen Licht- und Wärmesumme begnügen. Zudem nun aber die Sonne im Laufe des Jahres bald über der nördlichen, bald über der südlichen Äquatorzone senkrecht steht, kommen auf der Erde feste Klimaphasen zu stande — die Jahreszeiten. Durch eben denselben Vorgang aber kommen auch die verschiedenen Warmzonen zu stande. Denn alle Erdgegenden, die gleich weit vom Äquator entfernt sind, haben den gleichen Anteil am Sonnenlicht, da sich die Erde um ihre Axe dreht. Trotzdem herrscht in einer und derselben Zone keineswegs genau dasselbe Klima. Es kommen eben außer der allerdings ausschlaggebenden Stellung der Erde zur Sonne noch andere Faktoren in Betracht, die freilich ebenfalls wieder im letzten Grunde auf den Einfluß der Sonne zurückzuführen sind. Die Erde hat Höhen und Tiefen in ihrer Oberfläche. Je höher ein Punkt über das Meeresniveau emporragt, ein um so kälteres Klima besitzt er. Man möchte meinen, daß ein hoher Berg auf seinem Gipfel im Gegenteil viel wärmer wäre als an seinem Fuße, da er ja doch oben der Sonne viel näher sei. Jedes die Sonnenstrahlen äußern ihre Wärme am meisten am Erdboden, während die Luft, die die Erde umgiebt, nur wenig Strahlen resorbiert. Ein Vergleiche ist also kühler, weil er über die die Wärme in Menge auffangenden Erdmassen weit emporgerückt ist. Die Kälte auf hohen Bergen rührt außerdem daher, daß mit einer Verdünnung, einer Ausdehnung der Luft in den höheren Schichten nach physikalischen Gesetzen zugleich eine Abkühlung verbunden ist. Die Temperatur-Abnahme ist eine sehr starke. Schon in etwa 200 Meter Höhe wird die Luft um einen Grad kälter. Uebrigens nimmt die Temperatur nach der Höhe zu nicht gleichmäßig ab, sie hängt von der Gegend, von der Jahreszeit und anderen Einflüssen ab. ziemlich gut sind neuerdings die Temperatur-Verhältnisse auf verschiedenen Punkten des Mont Blanc beobachtet worden. Die durchschnittliche Temperatur des Ballot-Observatoriums, das sich in 4359 Meter Meereshöhe, also ziemlich am Gipfel des höchsten europäischen Berges befindet, beträgt, wie Hamn in der „Meteorologischen Zeitschrift“ mittelt. — 6,5 Grad, doch nur für den Sommer. Der heiße Juli hat hier oben die respectable Kälte von — 6,6 Grad. Nur ganz selten einmal steigt die Temperatur bis über den Nullpunkt. Auf dem Gipfel selbst herrscht wohl nie anderes als Frostwetter. Die Durchschnitts-Temperatur dieses Mont Blanc-Gipfels wird im Sommer auf — 9½ Grad geschätzt. Die Wintertemperatur hat selten jemand gemessen, ein Durchschnittswert ist deshalb noch nicht bekannt. Doch nimmt man an, daß der Januar hier eine Durchschnittskälte von — 24 Grad zeitigt. In Berlin beträgt die Januar-temperatur nur — 2,4 Grad. Dagegen nehmen es nur sehr nördliche Gegenden, vom nördlichen Sibirien und Grönland an, mit der Kälte des Mont Blanc-Gipfels auf.

Um die Temperatur der höheren Luftschichten zu messen, werden seit vielen Jahren Ballonfahrten unternommen. Neuerdings verwendet man zu diesem Zwecke sehr häufig Drachen, welche mit den nötigen selbsttätigen Registrierapparaten versehen, viel einfacher und billiger zu bauen und auch einfacher zu handhaben sind. Sie sind aber bisher nur für die Erforschung von weniger hohen Luftschichten verwendbar gewesen, da die größte Höhe, die die Drachen an der geschickten Hand Zeifferands de Vort erreichten, doch nicht ganz 4000 Meter betrug. Derselbe Gelehrte hat sich neuerdings auch um die Erforschung der höheren Luftschichten sehr verdient gemacht, indem er sich kleiner unbemannter Ballons bedient und diese in großer Anzahl in regelmäßigen Zeitintervallen in die Luft gehen läßt. Er hat vor kurzem besonders nachgewiesen (Comptes rendus T. 129 p. 417), daß auch in den höheren Schichten der Atmosphäre bis zu 10 000 Meter ganz gewaltige Temperatur-schwankungen möglich sind. Früher meinte man, daß von 5000 Meter Höhe an die jahreszeitlichen Schwankungen nur noch wenig und von 7000 Meter an so gut wie gar nicht bemerkbar seien. Zu diesem Ergebnisse

war Dr. Richard Ahmann schon 1895 gekommen, als er in der „Meteorologischen Zeitschrift“ eine Uebersicht über die bis dahin in Betracht kommenden Ballonfahrten gab. Teisserenc de Bort hat seine zahlreichen Beobachtungen in einem zum erstenmal sehr genauen Schema zusammengestellt, in dem er alle die Punkte der Atmosphäre, welche gleiche Temperaturverhältnisse durch Linien — Isothermen — verbindet. Diese Linien bewegen sich nun sehr sprungweise in verschiedenen Höhen. Die — 25 Grad-Isotherme z. B. verläuft im Winter in etwa 3000 Meter Höhe, im Sommer dagegen bewegt sie sich in etwa 7000 Meter. Sie wurde im September aber sogar in 8000 Meter Meereshöhe angetroffen, so daß also die Höhengschwankung der Isotherme von — 25 Grad gegen 6000 Meter umfaßt. Aber noch die Linie, welche die Punkte von — 40 Grad berührt, kann gegen 4000 Meter Differenz zeigen, gewöhnlich liegt sie jedoch bei 6000 Meter Höhe. Für gewöhnlich verläuft sie in einer Höhe von 9000—10 000 Meter. Daß die Temperatur in Höhen über 12000 Meter bedeutend konstanter ist, wäre wohl möglich. Doch ist die Frage nicht mehr von so großem Belang für die Wetterkunde, da die über dieser Höhe befindlichen Luftschichten ja nur noch ein Drittel der Masse der gesamten Atmosphäre beträgt. Obwohl nämlich die letztere die Erde in einer Höhe von 20 Meilen umgibt, verdünnt sie sich doch nach oben zu derart rapid, daß ihre Hauptmasse ziemlich dicht über dem Erdboden lagert. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Wärmeschwankungen in den einzelnen Luftschichten über der Erde fast eben so groß sind, wie am Boden selbst. Und eben so wichtig ist es, was besonders auch die in den letzten Jahren angestellten gleichzeitigen internationalen Ballonfahrten ergeben haben, daß auch die täglichen Temperaturschwankungen der Atmosphäre sehr bedeutend sind. Es folgt daraus, daß die oberen Luftschichten an dem täglichen und jahreszeitlichen Wechsel des Wetters vollen Anteil nehmen und nicht etwa als ruhige, die Gegensätze ausgleichende klimatische Faktoren anzusehen sind.

Die Jahreszeiten und die Höhenlage bestimmen in der Hauptsache die allgemeinen Temperaturverhältnisse eines Ortes. Sie bilden eine gewisse feste Grundlage für seine Klimatologie. Aber diese beiden Faktoren besagen noch nichts über die für das Klima so wichtigen Verhältnisse des Windes und der Feuchtigkeit. Letztere beide hängen in gewisser Beziehung mit einander zusammen. Der Wind wird erzeugt durch die Strömungen der Atmosphäre. Die über dem Erdboden ruhende Luftmasse bleibt an den Polen kalt, am Äquator wird sie erwärmt. Die schwere kalte Luft zieht nun, am Erdboden hinströmend, nach den heißen Tropengegenden hin, während die dort befindlichen Schichten, infolge ihrer Erwärmung leichter gemacht werden und dadurch in die Höhe gehen, um nach den Polen zu abzusinken und die von der kalten Luft verlassenen Stellen einzunehmen. So kommen dann auf jeder Halbkugel zwei Hauptströmungen der Atmosphäre vor, ein kalter, niedrig verlaufender Polarstrom und ein warmer, höher streichender Äquatorialstrom. Da nun am Äquator das Meer eine große Ausdehnung hat, so nimmt der von hier aus streichende Strom eine große Menge Wasserdampf in sich auf und führt die Feuchtigkeit nach Norden weiter. Im Gegensatz dazu lagert an den Folgenden sehr viel Land oder das Wasser ist mit festem Eis bedeckt. Es verdunstet also wenig Wasser, und so ist denn der Polarstrom nicht nur kalt, sondern zugleich sehr trocken. So hängen denn die Bewegungen der Atmosphäre mit der Verteilung der Feuchtigkeit eng zusammen. Die beiden Hauptströmungen der Luft ziehen nun freilich nicht so gleichmäßig über einander hin. Schon die Drehung der Erde ruft ganz bestimmte Ablenkungen hervor. Sodann vermischen und bekämpfen sich die beiden Flüsse vielfach gegenseitig, aber auch die Verteilung von Festland und Meer auf der gesamten Erde und mancherlei kleine lokale Umstände haben den Einfluß, daß die Hauptströmungen allerhand Ablenkungen, Zerteilungen, überhaupt Unregelmäßigkeiten in ihrem Laufe erleiden. Daher rührt das Problem des Wetters. Trotz des einfachen großen Grundgesetzes der atmosphärischen Bewegung zerlegen sich die Strömungen in ein solch kompliziertes und auscheinend unregelmäßiges System von Einzelbewegungen, daß niemand auf längere Zeit, ja selbst mit Benutzung aller meteorologischen Stationen kaum auf einen halben Tag hinaus das Wetter vorher wissen kann. Daß trotzdem viele das Wetter auf Monate vorher sagen und andere ihnen glauben, das will nichts besagen. Es passieren täglich noch viel dümmere Dinge.

Für die Feuchtigkeitverhältnisse eines Ortes spielt aber neben den Luftströmungen auch seine Umgebung eine große Rolle. Es kommt in erster Linie darauf an, ob eine Gegend von großen Festlandmassen oder vom Meer umgeben ist. Das Festland nimmt die Wärme, wenn sie vorhanden ist, also im Sommer, sehr leicht an, giebt sie aber auch sehr rasch wieder ab, so daß ungeheuer kalte Winter zu stande kommen. So sind die kältesten Punkte der Erde nicht an den Folgenden zu suchen, sondern weit südlicher im nördlichen Teile des großen asiatischen und amerikanischen Festlandes. Als der kälteste Ort der Erde wird Werchojansk im Lenahtal angesehen, das auf dem 67. Breitengrade, also noch 23 Grad vom Nordpol entfernt liegt. Obwohl hier der Juli nicht viel kälter ist als unsere Sommermonate, weist dort der Januar eine Durchschnittstemperatur von — 51,2 Grad auf. Einzelne Tage hatten eine Kälte von 67,8 Grad, ein Februartag einst eine solche von nahezu 70 Grad! Welche Bedeutung maritime oder kontinentale Lage hat, können wir auch an Deutschland schon recht

gut sehen. Der Osten, der an das weite Ausland grenzt, hat bereits stark kontinentales Klima mit heißen trocknen Sommern und sehr kalten Wintern. Dagegen nimmt der deutsche Westen bereits an dem maritimen Klima Hollands und Belgiens teil. Als Beispiel dafür kann Nachen dienen, über dessen (Marskrüge 1897 und 1898) berichtet hat. Nachen hat ein ziemlich regenreiches Klima, seine Niederschlagshöhe beträgt 856 Milligramm, während die von Posen 500—600 erreicht. Der Sommer ist nicht zu heiß, die Durchschnittstemperatur im Juli ist 18,1 Grad, während sie in Berlin, das doch einen Breitengrad nördlicher liegt, 18,75 beträgt. Trotzdem hat Nachen im Jahresdurchschnitt viel wärmeres Klima, nämlich 10 Grad, während Berlin nur 9, die Provinz Posen nur 7—8 Grad mittlere Jahres Temperatur besitzt.

Erweitert verschiedene Faktoren aber für das Klima eines Ortes bestimmend sein können, das geht aus Josef Deschauers Beiträgen zur Klimatologie Fuldas (8. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Fulda 1898) hervor. Diese Stadt liegt nicht mehr recht in der maritimen Zone, hat aber doch noch mildere Winter als die ostdeutschen Gebiete. Nun machen sich aber weiterhin ganz lokale Verhältnisse geltend. Fulda liegt nämlich in einem tiefen Thalesseil. Die Sonne wird infolge dessen für die Stadt viel später sichtbar als sie aufgegangen ist, und ebenso verschwindet sie auch lange Zeit vor ihrem Untergange hinter den Bergen. Die Bestrahlung und Erwärmung wird dadurch in dem Thalesboden bedeutend beschränkt. Außerdem ist dieses so gelegen, daß es von der Luftströmung fast gar nicht betroffen wird. Das ist nun insofern nachteilig, als dadurch die kalten Luftschichten, die von den das Becken bildenden Bergen herabsinken, lange Zeit in dem Kessel verharren. Eben diese von den großen Luftströmungen abgeschlossene Lage Fuldas bringt es mit sich, daß sich Nebel sehr lange dort halten. Zur Bildung starker Morgennebel aber giebt die Thalniederung des Fuldaflusses reichliche Veranlassung. So ist denn trotz der ziemlich südlichen niederen und vor kalten Nordwinden geschützten Lage Fuldas das Klima der Stadt verhältnismäßig recht kühl. Man sieht aber gerade an diesem Beispiel, wie wenig genommen ist, wenn man die allgemeinen meteorologischen Gesetze der Erde kennt. Es treten so viele Kräfte auf, die zwar untergeordneter und lokaler Natur sind, aber eben deshalb gerade für das Klima einer Lokalität von ausschlaggebender Macht sind. Und die vielen lokalen Verschiedenheiten üben ihre mannigfachen Einflüsse auch auf die tägliche Witterung aus und machen aus ihr ein Chaos kaum überschaubarer, in ihrem Verlauf unberechenbarer Erscheinungen. —

kleines Aeuiletou.

a. Die erste Nacht. Den ganzen Tag war er im Sonnenschein auf der Chaussee marschiert, immer zwischen ungepflügten Aedern, über Wiesen und durch stille Dörfer und Flecken. Die Sonne stand schon tief am graublauen Himmel. Ein kühler Wind wehte durch die Bäume, seine Tropfen fielen in den weißen Chausseestaub. Der Weg zog sich geradeaus vor ihm hin, zwischen schlagen Feldern. So weit er sehen konnte, lag kein Dorf, kein Haus am Wege.

Jetzt fingen die Füße an zu brennen. Ein leichtes Fieber ergriff ihn. Da bogen mehrere Wagenpuren ab in einen Landweg. Vielleicht kam er auf dem Landwege früher zu einem Dorfe, als auf der Chaussee. Schnell entschlossen, bog er seitwärts ab in den krüppeligen Kiefernwald. Der Sandboden war spärlich mit Heidekraut und Moos überzogen, grauweiße Flecken leuchteten aus dem dämmrigen Dunkel unter den Bäumen hervor. Wie schwer ging es sich auf dem weichen Sande! Die Dämmerung nahm rasch zu — noch war kein Haus zu sehen. Die Helle der Landstraße war sein einziger Begleiter in dem Gewirr der buschartigen Bäume, die in der Dunkelheit des feuchten November-Abends ihre Keste über den Weg zu strecken schienen, als wollten sie den Wanderer nicht vorwärts lassen.

Die Freudigkeit und Inverficht, von der er in den Tagesstunden besetzt war, schwand, als sich die Finsternis herabsenkte. Er war zum erstenmal als Handwerksbursche auf der Landstraße. Wie frisch und mutig hatte ihn das Marschieren im Sonnenschein gemacht! Und wie er sich auf das erste Nachtlager freute. Er hoffte, bei einem Bauern unentgeltlich aufgenommen zu werden. Seine Varschaft war nicht groß. Er mußte sehr wirtschaftlich mit ihr umgehen.

Endlich kam er wieder auf Felder, auf denen dunkle Massen lagerten — Bauerngehöfte. Er wollte gleich bei dem ersten um Nachtlager bitten. Aber als er vor den Häumen stand, über die Lichtschimmer aus den Fenstern fiel, verließ ihn der Mut. Jögernd ging er vorbei.

In der Mitte des Dorfes traf er ein Haus, das keinen Vorgarten, keinen Jaun hatte. Aus den Fenstern fiel hellerer Lichtschein. An den Futterkästen sah er, daß er vor einem Gasthof stand. In einer Umwandlung von Leichtsinne ging er hinein. Wenn er auch heute sein Nachtlager bezahlen mußte — es war ja das erste, und er war ja seinem Ziel bedeutend näher gekommen, als er geglaubt hatte. Er trat rasch in die zur ebenen Erde liegende Gaststube.

Die Wirtin, eine kleine dürre Person, betrachtete ihn mit zweifelnden Widen. Er fühlte jetzt, daß er ohne Vorhemd, Stragen und Mantelchen ging, daß er einen stark geflickten Anzug trug und daß sein Gut schon durchgeschwitzt und schmierig war. Und dann

die Stiefel, die selbst von den vielen Nieslern nur schlecht zusammengehalten wurden — und kein Gepäd. . .

Da sagte die Wirtin auch schon: „Ach nein, wir haben kein Gott für Sie. . . Wenn Sie in der Remise schlafen wollen. . .“

„Glasigen Fenster; die Nacht mußte sehr kalt werden.“
Er machte schweigend Neht. Nun wollte er doch um ein Nachtlager bei einem Bauern bitten. Er ging das langgestreckte Dorf entlang. In die großen, gutschließlichen Gehöfte wagte er nicht einzutreten. Erst am Ende des Dorfes, wo die kleineren Häuser lagen, öffnete er eins der Baumthore. Er fragte eine knochige Frau, die im breiten Flur des Hauses, dessen hinteres Ende als Küche eingerichtet war, Viehfutter stampfte:

„Würden Sie so freundlich sein und mir zur die Nacht schlafen zu lassen?“

„Ja—a“, meinte sie bedächtig; „wenn Sie betoalen. . .“
Er wagte nicht, „nein!“ zu sagen. Andere würden ihn vielleicht gar nicht aufnehmen. Und schließlich bekam er gar kein Nachtlager. Warmherzig schienen sie hier nicht zu sein.

„Betoalen Sie?“ fragte die Frau nochmals.
Und er sagte rasch: „ja, ja!“ —

Medizinisches.

— Zur Geschichte des Aderlasses wird der „Rölnischen Volkszeitung“ geschrieben: Biewohl es täglich vorkommt, daß eine therapeutische Methode durch die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft zu Gunsten einer andern, vernunftgemäheren verdrängt wird, so ist es doch ein eigenartiges Schauspiel, zu beobachten, wie immer wieder Erinnerungen an das Alte auftauchen und seine Verwertung von neuem veranlassen. Ein wahrhaft klassisches Beispiel für den Gang der Wissenschaft und ihre Art, auch das Vergessene und Verlassene auf seine Qualität hin zu prüfen, ist wohl die Geschichte des Aderlasses. Wer erinnert sich nicht, wie uns unsere Großeltern davon erzählt haben, daß sie so und so oft in ihrem Leben den Barbier kommen lassen mußten, um durch einen „lebensrettenden Aderlaß“ bei sich oder einem kranken Familienglied das Uebel zu vertreiben. Dann wurde es sehr still; die Väter und Barbieri verloren diese einträgliche Einnahmequelle, denn die Aerzte sehen jeden Aderlaß als eine gefährdende und in keinem Falle zweckmäßige Maßnahme an. Und nun in neuester Zeit kommt derselbe Eingriff wieder auf, die Autoritäten enthalten sich nicht, ihn bei entsprechenden Anzeichen zu empfehlen. In der Geschichte der Medizin kennt man seit langem die Schwankungen der Kunst, die der Aderlaß bei den Aerzten genöß. Mehr als zwei Jahrtausende läßt sich seine Kenntnis und seine Anwendung zurückverfolgen. Schon im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt kennt ihn Hippokrates, der berühmteste Arzt des Altertums, genau und versteht sich auch darauf, ihn zur rechten Zeit und an der rechten Stelle anzuwenden. Als später die indische Schule mit ihren Heilanschauungen die Oberhand gewann, wurde der Aderlaß aus dem Schatze der hilfreichen Mittel gestrichen. In der römischen Kaiserzeit dagegen wurde er wieder ein Heilmittel für alle möglichen Krankheiten. In Europa aber erreichte der Aderlaß seine höchste Blüte gegen den Ausgang des Mittelalters. Zur Ausübung der Operation bediente man sich in Deutschland der Fliete, eines eisernen Stabes, der vorn eine kleine rechtwinklig angelegte, spitze oder ovale Klinge trägt und hinten aufwärts gebogen oder spiralförmig gewunden ist. Das Instrument wurde mit der linken Hand am unteren Ende gefaßt, und dann die Klinge durch einen Schlag mit dem Finger in die Vene gestochen. Diese Prozedur nannte man „die Ader schlagen“. Immer wieder wechselten Zeiten, in denen der Aderlaß gepriesen wurde, mit solchen der Verachtung des alten Heilmittels; in der Mitte dieses Jahrhunderts schien der Aderlaß gänzlich und für immer in die medizinische Kumpellammer verbannt zu sein. Doch stellte sich dies als ein Irrtum heraus, denn schon nach kurzer Zeit wurden die Stimmen derer immer lauter, welche ihn von neuem in die Therapie eingeführt wissen wollten. Diese Versuche sind nicht vergebens gewesen, nachdem man wissenschaftliche Indicationen aufstellen konnte und auch über die physiologische Wirkung ins Klare kam. Diese besteht darin, daß durch die Blutverminderung der Kreislauf beschleunigt und der Druck herabgesetzt wird. Wenn eine Stelle des Körpers mit Blut überfüllt ist, wie dies bei drohender oder schon eingetretener Blutung im Gehirn der Fall ist, so wird dieser hyperämische Teil zeitweilig seinen Ueberdruck abgeben müssen. Andererseits erfolgt durch die Blutentziehung eine Wärmesteigerung bis auf 2 Grad Celsius, die durch vermehrte Wärmeproduktion bedingt wird, also ein Zeichen vermehrten Stoffumsatzes ist. In Rücksicht auf diesen Umstand hat man bei Erkrankungen der Lungen mit bestehender Atemnot den Aderlaß ausgeführt. —

Technisches.

— Die Gewinnung von Eisen aus der Verhüttung von Raseneisenerz läßt sich in Schleswig-Holstein, wie die Wochenschrift „Mutter Erde“ schreibt, auf Grund vorgeschichtlicher Funde aus römischen und vorrömischen Urnenbegräbnissen bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. verfolgen. In historischer Zeit geht die älteste Spur bis 1286 zurück; damals wurde in der Gegend von Segeberg die Verhüttung von Raseneisenerz betrieben. Das Mineralogische Museum zu Kiel beherbergt in seiner technologischen Sammlung ein

Stück Eisen aus einer mittelalterlichen Schmelze von Badenstedt bei Neumünster. In einem dortigen Erlenbruche, wo sich viel Raseneisenerz findet, lagen Schlackenhausen von 10—15 Meter Durchmesser und gegen 1 Meter Höhe. Solche alten Schmelzstätten sind in Schleswig-Holstein bisher nur spärlich bekannt geworden. Auf eine solcher Schmelzen deutet ganz entschieden auch die Funde, welche vor einiger Zeit in der Nähe der Dörfer Zevenstedt und Rientattbel (südlich von Rendsburg) gemacht worden sind. Auf der Grenze zwischen Höhenzug und Moorland stößt man auf kleine runde Erhöhungen von 1 bis 1,5 Meter Höhe und von 10 bis 12 Meter Durchmesser. Beim Durchgraben erfährt man, daß die Hügel aus Nische, Holzlohlen, Eisenschladen und Raseneisenerz bestehen, alles durcheinander geworfen. Mit Gewißheit weisen. Auf einer derselben wurden beim Abtragen zwei Stangen von Schmiedeeisen gefunden. Leider wurden die interessantesten Erzeugnisse einer der ältesten Industrien dieses Landes an einen Schmied verkauft, welcher dieselben für besonders schöne Ware erklärte. Wann diese Schmelzereien bestanden haben, ist unbekannt. Dem Volke ist jede Kunde von denselben, selbst in der Sage, entschwunden. Nur die Namen anliegender Landstücke auf Zevenstedter Feld „Ohlenhütten“ und „Hüttenbrook“ leben noch fort. Die Gewinnung von Eisen aus der Verhüttung von Raseneisenerz hat in Schleswig-Holstein bis in dieses Jahrhundert fortgedauert. Am längsten hat sich der Betrieb in der Karlschütte bei Rendsburg, einem der bedeutendsten Eisenwerke der Provinz, erhalten, wo ein für das Schmelzen von einheimischem Raseneisenerz eingerichteter Hochofen in Betrieb gesetzt wurde, allerdings nur periodisch, um das der Hütte erteilte Privileg nicht erlöschen zu lassen. —

Humoristisches.

— Der Grund. Galeriebesucher (zum andern): „Was soll das denn eigentlich heißen, erst werfen Sie mit faulen Äpfeln auf den Schauspielers, und dann klatschen Sie so, daß er wieder herauskommt?“

„Ich habe ja noch ein paar Äpfel!“ —

— Mißtrauisch. Braut (zu ihrem Bräutigam, nachdem er ein Herz in eine Baumrinde geschnitten hatte): „Eduard, Du hast aber ganz bedenkliche Uebung im Herzen-Einschneiden?!“ —

— Druckfehler. Robert nahm die Hand der Geliebten und wollte sie im überquellenden Gefühl fassen; allein sie entzog ihm dieselbe. —
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Im Hörsaal des Kunstgewerbe-Museums wird Professor M. Meurer in zwei Vorträgen am Freitag, den 17. und Mittwoch, den 29. November, abends 8 Uhr, die Entstehung und Entwicklung der ornamentalen Blattreihungen von ihrem Ursprunge aus ägyptischen Pflanzenschmuck bis zu ihrer Erscheinung als Symmetrien behandeln und durch Vorführung von Projektionsbildern nach meist neuen Aufnahmen veranschaulichen. —

— Die Berliner Seceffionsausstellung des nächsten Jahres wird vorzugsweise wieder deutschen Charakter tragen. Allerdings werden diesmal auch Einladungen an einige bedeutende ausländische Künstler ergehen. Der Vorstand der Seceffion, an dessen Spitze Professor Max Liebermann steht, ist in der letzten Generalversammlung wiedergewählt worden. Der Beginn der nächstjährigen Ausstellung ist auf den 1. Mai festgesetzt. —

— Ein von Albrecht Dürer gemaltes Idealporträt wurde in diesem Jahre vom Kaiser Friedrich-Museums-Verein für das Berliner Museum erworben; es ist mit dem Monogramm und der Jahreszahl 1507 gezeichnet. —

— Im Münchener Hof-Theater fand eine dreitägige Oper „Horand und Hilde“ von Victor Gluth bei der Erstaufführung ähneren Erfolg. —

— Für die Pariser Welt-Ausstellung hat die Münchener Kommission, nach einer Mitteilung des „V. L.“, das Gemälde „Scheherazade“ von Max Liebovt bestimmt. —

— Ein Volksdrama von Philipp Langmann „Gertrud Antleb“ erzielte bei der ersten Aufführung im Wiener Volks-Theater Beifall. —

— In Braunschweig plant man die Errichtung einer Volksschule unter der Leitung der dortigen technischen Hochschule. —

c. Das berühmte Gemälde des englischen Landschafters Turner „Canale grande in Venedig“ wurde dem Metropolitan-Museum in New York vermacht; der letzte Besitzer zahlte dafür 200 000 M., jetzt schätzt man seinen Wert auf 400 000 M. —

c. Ein Land, in dem das Rauchen verboten ist, ist Abessinien. Das Gesetz, das den Gebrauch des Tabaks verbietet, stammt aus dem Jahre 1642. Es sollte zuerst nur die Priester daran verhindern, in den Kirchen zu rauchen, aber man übertrug es bald auf alle Klassen der Bevölkerung, und heute dürfen selbst Fremde dort nur heimlich rauchen. —